© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Monographie des Nandu oder südamerikanischen Strausses (Rhea americana).

Von

Dr. Adolph Böcking

in Bonn.

In dem ungeheuren Ländercomplex Südamerika's, welcher zwischen dem atlantischen Ocean und den Cordilleras liegt, sich von den Urwäldern Bolivias, des Gran Chaco, Paraguays und Brasiliens in unabsehbarer Ebene bis weit nach Patagonien hinein erstreckt und unter dem Sammelnamen der Staaten des Rio de la Plata bekannt ist, lebt, wenige Orte ausgenommen, der amerikanische Strauss.

Die Indianer nennen denselben ononartopöetisch Nandu, nach dem weit hörbaren Rufe, welchen zur Balzzeit der Hahn hören lässt.

Er ist nur in einer Species vertreten. Die tief im kalten Süden vorkommende nach dem berühmten Darwin zu Anfang dieses Jahrhunderts von Gould zuerst Rhea Darwinii, später von d'Orbigny Rhea pennata genannte (Avestruz petiso heisst er bei den Gauchos), ist nach meinem Dafürhalten nur als klimatische Subspecies anzusehen.

Für die ganze Pampa der freien Indianer, des argentinischen Staatenbundes, der südlichen Provinzen des brasilianischen Kaiserreiches und der ganzen Banda oriental Uruguay, bleibt er in der ornithologischen Fauna weitaus die charakteristischste Erscheinung.

Seine Morphologie und Systematik darf ich, als allgemein bekannt, voraussetzen, denn, obgleich zu Anfang dieses Jahrhunderts in Europa noch so gut wie fremd,

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

fehlt er doch jetzt kaum mehr irgend einem Cabinette oder zoologischen Garten.

Specifischer Steppenvogel, der er ist, vermeidet der Nandu sowohl wirkliche Berge als den tropischen Urwald. Die lichten Algarrobenwälder, so wie die inselartig in dem Grasmeere liegenden Myrthen-, Quebracho- oder Palmenbosquets besucht er sehr gern, und nimmt aufgescheucht vorzugsweise seine Flucht dahin.

Der Mittelpunkt seiner klimatischen Heimath ist etwa da zu suchen, wo der 32. Breitengrad südlicher Breite den 63. und 64. Längengrad durchschneidet und von hier aus verbreitet er sich bis in die Tropen wie in die eisigen Steppen um die Magellanstrasse.

Einzelne Beobachter wollen ihn auf den Vorcordilleren gesehen haben, auf dem Paso de Cumbre z. B., welcher über Uspallata für diejenigen führt, welche von Mendoza nach Santiago de Chile gehen. Dieser Pass jedoch ist nach des schottischen Arztes Gillies Barometermessungen 12,530, nach Miers Messung 11,930 Fuss über dem Spiegel des Pacific gelegen; auf der Höhe des Passes kömmt sicher kein Nandu mehr vor, auf dem Wege zu diesem Passe mögen dieselben bis zu einer mässigen Höhe dann und wann sein, unrichtig aber jedenfalls ist der in Berghaus physicalischem Atlas angedeutete Verbreitungsbezirk über den 7° n. B. hinaus; der Strauss erreicht in nördlicher Richtung gewiss den Aequator nicht, weil ihm dort sein wahres Element, die Steppe fehlt. Er überschreitet die Pampagrenze nördlich und westlich zwar hie und da, aber selten, und dann nur in vereinzelten kleinen Trupps.

Im Osten geht er an die Küste des atlantischen Oceans, lebt sogar mit Vorliebe hier, und im Süden bildet die Grenze der Grasvegetation auch seine Grenze.

Zwischen der Rhea americana und pennata ziehe ich keine Verbreitungsgrenze, weil ich, wie bereits berührt, die zweite nur als klimatische Varietät ansehe, und der Uebergang der einen in die andere ein sehr allmählicher ist. Sie unterscheiden sich wesentlicher nicht von einander als die Perdix cinerea mit grauen und mit gelben

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Füssen, welche wir im Moselthale antreffen. Will man durchaus eine Grenze haben, so wird diese der Cusu Leubu oder Rio Negro bilden, in der ungefähren Breite von Valdivia in Chile, also 40° s. B.

Auf dem oben genannten Raume finden sich wenige Striche, wo der Nandu ganz fehlte, er ist überall, wo seine Hauptnahrung, die Gräser, zu finden sind, selbst an den Ufern der von Salz wie von Schnee weissen Salitrales des Urre-Lauquen.

Der Hahn lebt mit fünf bis sieben, selten mehr oder weniger Hennen in gesonderter Familiengruppe innerhalb des vom Männchen gewählten und gegen andere behaupteten Standes; die übrige Zeit des Jahres thun sie sich in Heerden bis sechzig und mehr Individuen zusammen; so fest der Familienverband für das kontraktmässige Jahr ist, so losen Zusammenhang haben die grossen Zusammenrottungen. Die erste beste Zufälligkeit, wie ein Nachtraubthier, ein Pampero u. s. w., trennt diese Schwärme, und schlagen sich deren Theile mit dem nächsten weidenden Trupp wieder zusammen. So scheinbar planlos dies Umherziehen ist, so entfernen sie sich doch nie sehr weit von ihrem Geburtsorte, höchstens zwei Leguas, was ich sehr genau an einem verwundeten aber wieder verheilten Exemplare controlliren konnte, welchem der rechte Flügel ganz herunterhing. Dieser von den Peonen „el lastimado“ genannte Strauss war oft tagelang von meinem Beobachtungsorte aus nicht zu sehen, wurde aber dafür dann in dem Reviere unserer Nachbarn auf zwei Leguas in die Runde bemerkt und kam mit viel oder wenig Gesellschaft doch immer wieder zurück.

Sie sind durchaus inoffensive Thiere, die Männchen kämpfen zur Balzzeit zwar heftig unter einander mit Schnabel und Flügel, welch letztere zum Schlagen und Pariren zugleich dienen, auch wissen sie sich im Laufen ihrer Ständer durch Ausschlagen vortrefflich zu bedienen, aber gegen den Menschen vertheidigen sie sich angeschossen höchstens durch einen leicht zu vermeidenden Schnabelhieb.

Ihre bemerkenswertheste Eigenthümlichkeit ist ihr

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

mit Recht sprüchwörtlich gewordener Appetit, denn man sieht sie selten anders als weidend.

Im Frühlinge, wenn der vorherrschend graubraune Ton, welcher den kurzen Wachsthumsstillstand der dortigen Vegetation kennzeichnet, dem jungen Grün Platz macht und der „trebol“ oder Klee in seinen verschiedenen Arten noch das Uebergewicht über die monokotyledonischen Kräuter hat, geniesst er vorzugsweise diesen und Insekten, es ist der Zeitpunkt, wo sein Gefieder am schönsten, sein Gang am stolzesten ist, und wo der Hahn den tiefen besonders in stillen Nächten leguaweit vernehmbaren sonoren Kehlton in minutenlangen Pausen erschallen lässt, ein Locklaut für seine Weibchen, eine Herausforderung für den kühnen Nebenbuhler und ein Warnungsruf für den altersschwachen oder noch unzurechnungsfähigen Ritter!

Dieser tiefe schwermüthige Laut verfehlte seines Eindrucks nie auf mich, wenn ich allein, nur meine Thiere um mich, im Camp übernachtete.

Er war die Aeusserung einer lebendigen und zugleich friedlichen Natur rings in der unermesslichen Stille. So lange dieser Ruf, der selbst noch im Schlafe vernehmbar ist, die Nacht durchhallt, ist man sicher vor jedwedem Ueberfall. Der Nandu ist von allen wachsamen Pampageschöpfen das wachsamste, verstummt derselbe, so spitzt das Pferd die Ohren und hört auf zu weiden und die Hunde schnüffeln in die Luft, um zu sichern.

Sobald die Paarzeit vorüber, hört man von beiden Geschlechtern einen etwa einen halben Ton langen crescendo und decrescendo gehaltenen und wie ein Pfeifen klingenden Ruf, an welchem keine andere Modulation wahrzunehmen ist als diejenige, welche durch die verschiedene Körperstärke der einzelnen Individuen bedingt ist. Man hört diesen Ton nicht häufig, besonders nicht in der heissesten Zeit, und dann meistens nur, wenn die Heerde in den Espinillowäldern weidet als Sammellaut. Die jungen piepen wie die Truthühner. Einen Schmerzens- oder Schrecklaut habe ich unter keinen Umständen vernommen. Ein zahmer fauchte im Zorne wie ein Puter. Im Früh-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

ling ist der Strauss äusserst lebhaft und Tag und Nacht am Wandern; im Sommer, wo er, wie alles Wild und Vieh, Mittags drei bis vier Stunden Ruhe hält, holt er diese Zeit in den erfrischenden Nächten nach, übrigens ist er ein echtes Tagthier, und in der kalten Zeit habe ich ihn nie Nachts ein Lebenszeichen geben hören.

Alle seine Sinne, den Geschmack bedingt ausgenommen, sind sehr scharf, ich hatte oft Gelegenheit sie auf die Probe zu stellen, und der Jäger muss den Wind und jeden Terrainvortheil benutzen, so wie jedes Geräusch vermeiden, wenn er ihm ankommen will, sein Schleichen wird in den meisten Fällen dennoch ein vergebliches sein. Im Sommer frisst der Nandu Gras und mit Vorliebe Blumenknospen, selbst die unentwickelteren der verschiedenen Distelarten, besonders der wilden Artichocke, ob ihres Nahrungsgehaltes wegen oder als Beförderungsmittel für Verdauung, bleibe dahingestellt, ich fand dieselben aber in allen Mägen, welche ich zu dieser Zeit untersucht habe, vermischt mit den Resten von Heuschrecken und hartflügeligen Coleopteren.

Im Herbste sucht er gern die mit Saliceen und Lorbeeren bewachsenen Stromufer oder „bajos“, Niederungen, auf, der Myrthen- und anderer Beeren wegen, die er dann neben seiner Hauptnahrung, den Gräsern, liebt, oder er zieht sich, wo kein Strauchwerk existirt, in die „Cardales“ Distelwälder zurück. Die Distel (Cynara cardunculus) von den Spaniern als Küchen- und Gartengewächs schon zur Zeit der Conquista nach Südamerika gebracht, ist dort verwildert und bedeckt jetzt in der Pampa viele tausend Quadratmeilen Landes dicht mit ihren stachligen Blättern und über manneshohen Blüthenschäften. Auf der ebenen Fläche wehen die Stürme den mit einem Pappus versehenen Samen grosse Strecken fort, so wachsen die Cardales von Jahr zu Jahr an Ausdehnung und beschränken auf diese Weise den Raum, welchen nützlichere Futterpflanzen ohnedies einnehmen würden. Die Distelblätter werden bloss hier und da zur Abwechselung von Pferden oder Maulthieren gefressen, das übrige Vieh verschmäht sie hartnäckig. Ist

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

der Reisende genöthigt tagelang durch ein Cardal zu reiten, so muss er den Pferden um Brust und Beine Schaffelle wickeln; den Strauss hingegen hindern die tausend und aber tausend Spitzen nicht, welche sich an ihn hängen, er ist durch seine Brustfedern und dichte Haut, unter welcher sich zu dieser Zeit ausserdem eine ziemliche Fettlage zu bilden anfängt, hinlänglich geschützt. Im Hochsommer verdorrt in der offenen Pampa das Gras oft zu einer zerreiblichen braunen Masse, welche auch später der Wind fortfegt, dieses Heu nun frisst das Weidevieh so lange nur noch welches existirt, sehr gern, und nimmt dabei an Körperumfang sogar zu, wenn, was häufig genug geschieht, nicht auch Wassermangel in den Cañadas und Lagunas oder Sanjas eintritt und dann jene schrecklichen Auswanderungen der Heerden veranlasst, welche den Estanciero in die grösste Noth versetzen, und wovon vorzugsweise Entre Rios heimgesucht zu werden scheint.

Im Distelwalde dagegen giebts immer noch grüne Weide, sein Schatten auf dem Boden giebt Schutz für allerlei niedrige Kräuter und desshalb ist er denn auch voll von Straussen, welchen grüne Nahrung Naturbedürfniss zu sein scheint.

Zur Winterszeit aest der Nandu alles was grün ist, besonders gerne steht er dann auf von Viehheerden regelmässig befressenen Strichen, wo das Gras immer kurz gehalten und darum zarter ist; sein Lieblingsstand vor allen sind verlassene Rodeos, d. h. Stellen, auf welchen früher das Vieh von allen Richtungen her der Controle halber täglich zusammengetrieben wurde und auf denen der grossen Anhäufung thierischen Düngers wegen die Vegetation üppiger ist.

Vieh und Wild lieben nicht den Pasto, welcher aus Dünger, vor allem wenn er der ihrer eigenen Art war, entspriesst, der Strauss zieht ihn allem übrigen vor. — Zu allen Zeiten findet man in dem Magen des Nandu Steinchen, nie aber habe ich Reptilien oder überhaupt Lurche irgend welcher Art darin entdeckt, obgleich mich alle Gauchos auf das Bestimmteste versichert haben, dass

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

er kleine Schlangen fresse. Ferner beobachtete ich, dass er nur die Blätter und unreifen Stengel der Gräser liebt, nicht aber die Samen, welche zu ihrer Reifezeit das Vieh der Ansiedler so fett machen. Selbst zahme Nandus, die sich übrigens gerne allem Futter anpassen, habe ich niemals rohe Maiskörner fressen gesehen.

Für viele europäische Culturgewächse zeigt er eine seinen Geschmack ehrende aber dennoch unmoralische Vorliebe, und hat ein Trupp die Alfalfafelder oder den Gemüsegarten eines Colonisten entdeckt, so giebts zu hüten, wenn noch ein grünes Blatt übrig bleiben soll. Diese Liebhaberei an ausländischer Kost theilt er übrigens mit allem Wilde; wer weiss nicht, welche Schwierigkeiten seiner Zeit durch Verbeissen der Robinia pseudacacia das Rothwild dem Förster gemacht hat, und welchen Geschmack findet nicht unser gewöhnliches Kaninchen an der Gartennelke? Der Nandu trinkt selten, nur zur Zeit der grössten Hitze habe ich einzelne Individuen dies thun gesehen, niemals ganze Trupps, wie dies bei anderen gesellig lebenden Vögeln jener Länder vorkömmt.

Den grössten Theil des Jahres hindurch genügt der Regen und Thau auf und das Wasser in seinen Nährpflanzen, ihm das benöthigte Feuchtigkeitsquantum zu liefern. Säuft er, so schöpft er mit dem Schnabel und lässt das Wasser durch Emporhalten des Kopfes in den Schlund hinabfliessen, wie dies bei der Mehrzahl der Vögel geschieht. Er badet sich niemals im Wasser, sondern hudert sich im Staube wie ein echter Hühnervogel. Die einzige Abkühlung, welche er bei aussergewöhnlich hoher Temperatur nimmt, ist: dass er das Gefieder lockert, die Flügel hoch ausbreitet und lechzend den Schnabel nach der Richtung zu, woher der Wind kommt, weit aufsperrt. Nicht gerne lässt er sich den Luftzug in die Federn blasen, desshalb weidet er auch meistens und zugleich aus nimmer ruhender Wachsamkeit, gegen den Wind. Die Excremente sind seiner Gefrässigkeit angemessen, aber selbst im Verhältnisse zu seinem enormen Körper voluminös, sie sind sehr kalkhaltig, besonders um den härteren ersten Theil und viel Unverdautes und nicht

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Assimilirbares enthaltend. Er urinirt nicht wie sein grösserer afrikanischer Vetter.

Der Nandu kann sehr fett werden, aber im Frühling ist er mager, wegen der Substanzlosigkeit seiner Winternahrung und weil die Paarung und das Eierlegen ihn sehr erschöpfte. Sobald der Oktober kömmt, der Lenz der südlichen Hemisphäre, sammelt das Männchen, welches wie das Weibchen erst nach Ablauf des zweiten Jahres fortpflanzungsfähig wird, drei bis sieben, in seltenen Fällen mehr Hennen um sich, bekämpft die anderen Hähne durch Schnabelhiebe und Flügelschläge aus seinem Bereiche, und das Eierlegen beginnt dann von Mitte December ab.

Die nicht zur Begattung kommenden Individuen, also die zu alten oder unreifen Männchen und die gelten Weibchen, bilden zu dieser Zeit gesonderte Trupps, welche planlos umherschweifen und allerseits von den wirklichen Familienvätern umhergejagt werden.

Ganz alte Hennen bekommen durch Virilescenz eine Andeutung der schwarzen Nackenplatte und der Brustfedern des Hahnes, welche Theile sonst schiefergrau sind.

Die ersten Eier, welche die Reiter einzeln mit nach Hause bringen, sind die sogenannten Guachos, Stiefkinder oder Findlinge, man findet sie da und dort im Camp, und legen sie die zuerst brünstig gewordenen Hennen so lange dahin, wo die Geburt sie gerade überrascht, bis das Männchen sich für einen Nestplatz entschieden hat und die ganze Familie das regelmässige Legegeschäft beginnt.

Das Nest ist stets eine flache Aushöhlung an einem der Ueberschwemmung nicht ausgesetzten und auch übrigens trockenen Orte, welcher möglichst verborgen seitlich von Disteln oder hoher „Paja“ geschützt wird.

Allermeist sind es die Löcher, welche die wilden Stiere machen, indem sie sich mit dem Schulterblatte auflegen und vermittels der Hinterbeine um ersteres als Centrum herumbewegen, in der Absicht, sich der Oestruslarven in ihrer Haut zu entledigen. Eine solche Stelle derart von ihrer Grasnarbe entblösst, benutzt das Vieh

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

gerne regelmässig als Staubbad so lange, bis dieselbe anderthalb oder zwei Fuss tief geworden, diesem Behufe nicht mehr entspricht und eine neue angelegt werden muss. Diese Vertiefungen haben gewöhnlich 4½ bis 5 Fuss Durchmesser, bewachsen durch Samenanflug bald wieder, und man findet dieselben zahllos im Camp zerstreut.

Sie verändern unter ihrer Vegetationsdecke nie wieder ihre Form und bieten dem Nandu ein Nest, an welchem die grösste Arbeit bereits gethan; findet das Thier kein derartiges Stierbad vor, so scharrt es nur an einer ihm zusagenden Stelle den Pflanzenüberzug weg, füttert dieselbe sehr nothdürftig am Boden und Rande mit einigen Grashalmen aus und lässt seine Weibchen 7 bis 23 Eier hineinlegen.

Die Gauchos behaupten, es gäbe Gelege bis zu 50 Stücken, ich habe selbst nie mehr Eier als 23 gezählt und im Durchschnitte 13 bis 17 gefunden, auch wüsste ich nicht, wie obige Zahl in dem zur Grösse der Eier verhältnissmässig engen Raume Platz finden sollte. Sieben Hennen mögen mit den „Guachos“ gerne zusammen fünfzig Eier legen, diese Anzahl aber im Neste allein halte ich für übertrieben und für ein Produkt der sehr fruchtbaren Gauchophantasie. Die Eier sind von sehr verschiedener Dimension, von Gänseeiergrösse an bis zum Durchmesser von 5 Zoll nach der Längenaxe. Sieben bis acht gehören zum Gewichte einer spanischen Arrobe.

Um das Nest herum, von seinem Rande an bis zum Abstande von 50 Schritten, findet man stets „Guachos“, welche von jüngerem Datum sind als die Nesteier. Man kann dies leicht an der Farbe der Schale erkennen.

Frisch ist das Straussenei gelblichweiss mit kleinen unregelmässigen grüngelben Pünktchen um die übrigens sehr grossen Poren; hat dasselbe aber auch nur einen einzigen Tag der Sonne ausgesetzt gelegen, so bleicht es schon an der Oberseite, und ist nach acht Tagen bereits schneeweiss. Man findet aber, nachdem die Nesteier bereits vollständig verbleicht sind, noch ganz frische „Guachos“. Der Grund hierzu scheint mir darin zu liegen, dass diese spät zur Reife gediehenen Eier desshalb

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

nicht mehr im Neste zugelassen werden, damit das Ausschlüpfen der Jungen, welches ohnehin schon mehrere Tage währt, nicht noch verzögert werde. Oder es sind Versuche verwittweter Hühner, ihre Eier einer anderen Familie anzuvertrauen, welche aber zurückgewiesen werden müssen; oder aber endlich es sind, bei übergrosser Zahl von Weibchen zum Verhältnisse der männlichen Individuen, gar nicht befruchtete Eier, welche der Instinkt ihre Erzeugerinnen wenigstens in den Schatten eines Familienlebens legen heisst. — Dass diese letzten „Guachos" den jungen als erste Nahrung dienen sollen, halte ich aus dem Grunde für eine unmotivirte Ansicht, weil einmal weder ein Naturforscher noch besonderer Beobachter als Zeuge dafür einstehen kann, gesehen zu haben, wie der Hahn die Findlinge zertreten oder aufgepickt hätte und die kleinen „Pollos" sich über den Inhalt hergemacht hätten. Die Jungen fressen sobald sie stehen können Insekten, an denen wahrlich kein Mangel zu dieser Zeit ist!

Dann aber auch muss obige Conjektur, denn weiter ist sie nichts, desshalb verlassen werden, weil während des zum mindesten 6—7 Wochen dauernden Lege- und Brüteprozesses alle Guachos, welche nicht inzwischen von den kleineren Raubthieren zerstört worden sind, durch den vollen Einfluss der in diesen Landstrichen sehr schroff wirkenden Atmosphärilien und plötzlichen Temperaturabstände sicher durch Fäulniss verdorben sind. Dass seit Lichtenstein's afrikanischer Reise diese Ansicht die allgemein verbreitete geworden ist, und ich dieselbe im Lande selbst da und dort von Eingeborenen als solche habe äussern hören, ist immer noch kein Beweis und fehlt in der ganzen befiederten Welt für solchen Cannibalismus jegliche Analogie. Die Natur lässt in ihren sämmtlichen organischen Schöpfungen bei weitem mehr Keime, welche nie zur Entwickelung kommen, entstehen als sie Existenzen duldet, die Welt wäre sonst für alle dies Leben zu klein, und wer kann wissen wesshalb sie dies thut? Doch zurück zum Nandu! Nachdem das Nest seine Eierzahl voll hat, besorgt das Männchen das Brutgeschäft allein. Die Hennen entfernen sich sorglich von

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

demselben, bleiben aber zusammen und innerhalb des vom Hahne behaupteten Revieres. Letzterer sitzt die Nacht über und am Morgen so lange, bis der Thau abgetrocknet ist, fest, verlässt aber dann in unregelmässigen Abständen, welche sich nach der Temperatur richten, das Nest um zu weiden, jedoch sind diese Zwischenräume ohne Schaden für die Entwickelung des Fötus sehr gross. Vom Rande eines Flusses aus, in welchem ich fischte, beobachtete ich einst eine vierstündige Abwesenheit des Strausses vom Neste, vor Abend verjagte ich ihn, zählte die Eier nach und ein paar Wochen darauf war die junge Schaar, ohne dass ein faules Ei im Neste liegen geblieben wäre, lustig ausgekrochen.

Anfangs sitzt der Hahn nur lose und schleicht sich beim geringsten verdächtigen Geräusche stille abseits bis die Gefahr vorüber ist, später sitzt er dagegen sehr fest und schnellt oft erst dicht vor dem Reiter zum grossen Schrecken des Pferdes empor. Es kann dies für den noch nicht zum vollständigen „Gaucho“ gewordenen Europäer leicht unangenehme Folgen haben, denn wird er von dem bäumenden Gaule abgesetzt, so läuft dieser seinem Weideplatze zu, sprengt Sattelgurt und Zaum und der Reiter zu Fusse ist den Angriffen des wilden Viehes, welches aller Orten weidet, besonders der fetten Stiere und derjenigen Kühe, welche noch junge Kälber haben, ausgesetzt. Selbst sein Renommée leidet darunter, denn kömmt er auch glücklich bis zu einem Rancho, so werden ihn die braunen Gesichter höhnend anblicken, für sie giebt es keinen verächtlicheren Menschen als einen Fussgänger, und glaubt man ihm auch schliesslich sein Abenteuer, so kann er doch sicher sein wegen seiner Ungeschicklichkeit im Reiten ausgelacht zu werden.

Behält der Reiter Schluss, so sieht er, dass der Strauss im Aufspringen nicht schonend mit seinen Eiern verfahren ist, einige davon wird er zertreten haben, andere werden aus dem Neste geschnellt sein; dabei stellt er sich eine kurze Zeit gegen den Reiter mit ausgebreiteten Flügeln und krausem Gefieder, wodurch er scheinbar noch einmal so gross wie gewöhnlich aussieht. Er be-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

sinnt sich aber bald und läuft im Zickzack und hinkend langsam weg, um die Aufmerksamkeit von seiner Brut ab auf sich hin zu lenken, wollte man ihm folgen, so würde er diese Verstellung bald müde werden. Es ist dies ein Kniff, den man sehr viele Vögel im Instinkt der Elternliebe anwenden sieht, und wahrlich sie werden an den denkenden Menschen nie vergebens appelliren.

Das öftere Besuchen sieht er zwar nicht gerne, lässt sich selbst einzelne Eier fortnehmen, verlässt aber das Nest ohne wirkliche Zerstörung desselben nicht. Ein zweites Gelege, wenn das erste geraubt worden, findet nicht statt, und die Nester, welche nur drei bis sieben Eier enthalten, rühren stets von jungen Hähnen her, welche noch nicht mehr Weibchen zusammenbringen konnten. Ob einzelne Eier, welche der Mensch fortnimmt, durch andere ersetzt werden, kann ich nicht sagen, weil, wenn ich dieses selbst gethan, es an Orten geschehen ist, wo mir nachträgliche Beobachtungen nicht möglich waren.

Gegen Stinkthiere, Beutelratten und Schlangen soll er seine Proles vertheidigen und sogar erstere tödten, ich habe aber ebensowenig je ein todtes Raubthier oder Reptil in der Umgebung seines Nestes bemerkt, wohl aber dicht daneben, also im Bereiche seines Schnabels, zerstörte „Guachos“ gefunden.

Die Gauchos haben unter den vielen eigenthümlichen zu ihrer Lebensweise nothwendigen Kunstgriffen auch den, ein ganzes Straussennest seiner Eier zu berauben und dieselben, ohne dass ein einziges zerbräche, nach Hause zu bringen, ein Geschenk, welches von den hübschen „Chinas“ stets mit Dank aufgenommen wird; ich theile dasselbe mit, weil es dem naturhistorischen Sammler vielleicht von Interesse ist. Der Gaucho legt die Eier mit deren Seiten neben einander auf den „Sobrepuesto“, die oberste dünne Decke seines Sattels, rollt dieselben dann in letzterem zusammen und schnürt den so gebildeten Wulst mit Riemchen von rohem Füllenleder, welche er stets in den Taschen hat, um Schäden an seinem Reitzeug sogleich ausbessern zu können, so zusammen, damit zwischen die einzelnen Eier so viel Abstand kömmt, dass

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

sie sich nicht berühren können, legt sich das ganze gleich einem Gürtel dann um die weichen Hüften und bindet denselben vorne wieder mit „lonja de potro“ zusammen. Auf solche Weise kann bei den wildesten Bewegungen des Pferdes kein Ei zerbrechen und der Reiter bleibt voller Herr seiner Bewegungen.

Mit Anfang Februar erscheinen die ersten jungen Nandu, im Norden früher, im Süden später. Sie sind nach zwei Wochen schon 1½ Fuss hoch und sehn in ihrem gestreiften Flaumkleide niedlich aus. Den dritten, vierten Tag nach der Geburt ist bereits kein Mensch mehr im Stande sie im freien Felde einzuholen, vorher ist dies möglich, aber schon schwierig und muss man acht haben dieselben nicht todt zu treten, weil sie, wenn beinahe erreicht, sich plötzlich platt an den Boden drücken. Sie folgen dem Vater ungefähr fünf Wochen lang in die geschütztesten Orte des Reviers, besonders gegen Abend hört man in den Cardales dann ihr Locken, und nach und nach gesellen sich auch die Weibchen wieder dazu. Im Herbste, also April und Mai, hat der junge Ave Struz sein Flaumkleid schon mit einem Federkleide vertauscht, welches aber noch schmutzig gelbgrau ist. Das Gefieder der Alten sieht aus einiger Entfernung schön bläulichaschgrau aus und wird dasselbe zu der Zeit gewechselt, wo die jungen im Flaum herumlaufen.

In einem Trupp junger Individuen lassen sich schon sehr bald die jungen Hähne an ihrem stärkeren Wuchse unterscheiden; und, merkwürdig genug, in jeder jungen Heerde findet man einzelne verkümmerte Individuen. Ich konnte nicht erforschen, ob dies Junge aus mangelhaft gebildeten Eiern waren, oder während des Brütegeschäfts durch irgend einen unglücklichen Zufall im Fötuszustande Einbusse erlitten hatten, ob sie durch Insekten verkümmert waren, an denen das Gras überreich ist, oder ob sie durch ein Raubthier verwundet im Wuchse den Uebrigen nicht im Stande waren zu folgen. Die Thatsache steht fest, und ebenso, dass man nach dem Winter keine besonders auffallenden Grössenunterschiede mehr bemerkt, die Kranken haben dann also entweder ihr Siechthum

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

überstanden, oder sind den „Temporales“ Winterstürmen erlegen.

Besondere Grössen- und Farbenvarietäten oder Monstruositäten sind mir nicht bekannt geworden, auch habe ich Nachts an den Lagerfeuern, wo oft Straussenjagden verhandelt und besungen werden, niemals von Kakerlaken gehört, nicht einmal Schecken scheinen vorzukommen, sonst wüssten die auf solche Merkmale äusserst aufmerksamen Eingebornen, welche mehr als 300 specielle Benennungen für die Farben der Pferde haben, sicherlich davon zu berichten. Darwin's Nandu unterscheidet sich durch seine geringere Grösse und dichtere Federbedeckung von dem gewöhnlichen, er ist durch Nahrungsarmuth und Witterungsunbill (hat er doch kaum zwei Monate Zeit vom ebengebornen bis zum harten Winter) unter den Straussen geworden, was der Pescheref im Vergleiche zu dem muskelstarken und grossen Patagonier ist.

Ueber das Alter des Nandu lassen sich nur Schlüsse ziehen, nichts Bestimmtes sagen, will man die Lebensdauer auf das Siebenfache seiner Entwickelung zum reifen Individuum annehmen, so kommen 14 bis 15 Jahre heraus, und dies stimmt mit den Nachrichten, welche ich an Ort und Stelle eingezogen habe.

Zur Winterszeit habe ich öfters Strausse noch lebend im Camp liegend gefunden, welche keine Spur äusserer Verletzung oder innerer Vergiftung an sich trugen, meine Peone sagten von ihnen: „que tenian las patas pasmadas de frio,“ dass sie die Beine erfroren hätten. So leicht dieser Fall bei plötzlichem Sinken der Temperatur eintreten mag, so konnte dies an den eben berührten Beispielen dennoch keine Anwendung finden, weil eine solche Differenz der Thermometerstände nicht statthatte, und neige ich mich zu der Ansicht hin, dass dies altersschwache Exemplare waren, welche ihrem Greisenthume erlagen.

In der Thierwelt hat der Nandu so zu sagen keine Feinde, hier und da wird ein Erwachsener die Beute des Cuguars, Aguará's oder Simarons, oder ein junger wird von einem Adler oder Fuchse weggeschnappt, diese Fälle

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

sind aber bei seiner Wachsamkeit jedenfalls selten. Oefter trifft man seine Eier von einem Zorillo oder Comadreja ausgesoffen, seine Hauptfeinde aber bleiben der Mensch und die Steppenbrände, besonders die letzteren.

Der Campbewohner sammelt ohne Rücksicht alle Nandueier, deren er habhaft werden kann, der Mensch ist überall undankbar, oft habe ich bei Pueperos und Rancheros Vorräthe von mehreren hundert Stück Eiern gesehen. Ein einziges Ei ist an Substanz und Nährkraft 15 bis 20 Hühnereiern gleich zu achten, und gehören zwei gute Magen dazu ein ganzes, das Weisse mit dem Gelben, zu verzehren.

Gewöhnlich öffnet man eine Spitze, giesst das Weisse, welches ziemlich grob schmeckt, ab, macht eine geringe Zuthat von Fett, Pimiente und Salz, kocht es dann in der eigenen Schaale unter stetem Umrühren, so giebt dasselbe eine kräftige und kräftigende Nahrung. Dies ist die gemeinste Art, wie die Eingebornen sie zubereiten. Um ein Ei im Wasser hart zu sieden, bedarf es guter 40 Minuten, dies thun die Europäer meistens und geniessen es dann mit Citronensaft, weil es so gesunder und leichter verdaulich ist. Uebrigens ist es zu allen Küchenzwecken, zu welchen man Hühnereier gebraucht, ebenso dienlich. Die Eier halten sich nicht lange, gehen rasch in Fäulniss über und platzen dann entweder mit einem Knall, oder das Innere vertrocknet und kleine dünne Würmer, welche man nach Aussen und Innen durch die porösen Schalen circuliren sehen kann, fressen die organische Substanz heraus. In dem leichten Luftzutritt ist auch jedenfalls diese schnelle Auflösung zu suchen; in Kalkwasser oder unter hermetischem Luftabschlusse werden sie sich sicher länger (warum nicht selbst zu einem Transporte nach Europa?) conserviren lassen.

Alle Zerstörung der Eier durch Menschen und Thiere ist jedoch nichts im Vergleiche zu der destructiven Verheerung durch das Feuer. Zur Zeit gerade, wenn die Vögel brüten, pflegen die Estancieros den Pasto an Tagen, wo frischer Wind weht, in langer Linie, und wobei die ganze Peonada mithilft, anzuzünden. Der Zweck

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

dabei ist theils das vorjährige trockne, theils das noch zurückgebliebene nicht abgeweidete, also schlechte oder überflüssige Futter zu entfernen. Ich habe dies oft selbst gethan aus ökonomischen Rücksichten und in dem wenig bewohnten Innern sogar der blossen Jagd wegen, denn vor einem solchen „Quemazón" flieht Alles in die stets feuchten Niederungen, Cuguar wie Hirsch und Strauss. Für das Studium der Adler-, Falken- und Geierarten der Pampa ist das Feuer ebenfalls ein prächtiges Hülfsmittel, denn bei der geringsten Rauchwolke finden dieselben sich ein und schweben vor der Flamme her, reichlicher Beute gewiss; gegen den Wind brennt das Feuer nie so schnell, dass Gefahr für den Jäger wäre, und er hat hier Gelegenheit Thiere zu sehen, welche er ohne dies schwerlich erblicken würde, wie den schlauen Aguará. Die Asche, welche nach einem solchen Feuer zurückbleibt, macht den Humus für die in wenigen Tagen wieder sich erhebende Vegetation löslicher, es werden viele nutzlose Pflanzen verbrannt, die nutzbareren, weil schnellwüchsigeren bekommen das Uebergewicht und so ist es im Interesse des Landbesitzers, diese Manipulation jährlich zu wiederholen, er zerstört dadurch gleichzeitig massenhaft schädliche Thiere (Heuschrecken, Fliegen und Schlangen), aber leider auch alle Vogelnester. Wie viele solcher ihren Untergang finden, möge aus der Ausdehnung des Quemazóns von 1854 hervorgehen.

Das Feuer kam aus der Gegend des oberen Uruguay um die Wasserscheide zwischen den Flüssen Jacuhý und Ybicuý, in der brasilianischen Provinz San Paulo her, dehnte sich rasch bis an den unteren Theil der Laguna Dos patos und den Uruguay aus und brannte, durch keine menschliche Macht aufzuhalten, Flüsse, wie den Rio Negro überspringend, durch die ganze Banda oriental bis wenige Leguas von Montevideo, also auf mehr als fünfzehn Quadratbreitengraden. Solche ungeheure Feuer sind Gottlob selten, und existiren Regierungsverbote gegen das sogenannte Campbrennen, unter Androhung von harten Strafen, allein es geschieht dennoch immer wieder.

Von Schmarotzerthieren des Nandu kenne ich nur

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

die „Agarrapata“, Straussenzecke, eine ihm eigenthümliche Ricinus-Art, und ein wurmförmiges Entozoon, welches man zu jeder Zeit des Jahres bei ihm zwischen Haut und Muskelfleisch über seinen Rippen und unter den Flügeln, in concentrischen Ringen, bündelförmig, wie Suppennudeln zusammengeballt findet, diese Würmer haben die Farbe des Straussenwildprets und fühlen sich beim Drücken an, wie die Luftröhre eines kleinen warmblütigen Thieres.

Schaden richtet der Strauss, mit Ausnahme seiner Liebhabereien an weissen Rüben und Luzernklee, durchaus nicht an, wohl aber ist er in mannigfacher Hinsicht nützlich durch das Verzehren vieler Insekten, so wie verschiedener klettenartiger Samen, so lange dieselben noch grün sind. Die Abrojo und Caretilla sind solche Samen, und durch ihre Häufigkeit in manchen Gegenden für den Viehzüchter ein wahrer Fluch, sie setzen sich in Mähnen und Schweife der Pferde und das Vliess der Schafe, filzen sich durch die Bewegungen des Thieres darin fest und machen die Wolle dadurch total unbrauchbar. Nicht selten führen sie den Tod des Thieres herbei, der Reiz auf der Haut veranlasst dasselbe sich am ersten besten Gegenstande zu reiben und kömmt bei fortgesetztem Scheuern Blut, so ist es verloren, Fliegen legen ihre Eier in die kleine Wunde, die Maden derselben „guçanós“, fressen sich darin fest, neue Eier und neue Maden kommen hinzu und wenn nicht schleunige Hülfe geschafft wird, erliegt das gequälte Thier schon nach wenigen Tagen. Wer einen einzigen Straussenmagen im December untersucht hat, weiss in welchen Massen der Strauss diese Samen verzehrt, und schon dieserhalb allein verdiente er die Schonung allgemein, welche man ihm von den denkenden Landbesitzern auch bereits angedeihen lässt.

Sein Wildpret ist grob wie Pferdefleisch und auch von der Farbe dieses, wird aber von den Indianern gegessen, die Europäer essen nur die Jungen, welche recht gut schmecken und von erwachsenen Exemplaren das den Flügelknochen umgebende Fleisch; meinen Hühnerhunden warf ich oft Straussenfleisch vor, sie verschmähten es

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

aber selbst beim grössten Hunger und markirten nicht einmal die Fährte des Nandu. Schweine fressen dasselbe gerne, jedoch muss man vorher dann die Haut abziehen, weil, wenn sie Federn mit verschlucken, ihnen Gefahr daraus erwächst.

Das Fett ist sehr reichlich und ölig dünnflüssig, es eignet sich frisch vortrefflich zum Küchengebrauche, hält sich aber nicht lange und ist, erst ranzig geworden, nicht einmal mehr tauglich zur Lederschmiere. Ueberhaupt hüte man sich selbst mit frischem zur Sommerzeit lohgahres Sattel- oder Riemenzeug, welches der Sonnenhitze ausgesetzt werden muss, einzureiben, dasselbe wird rissig und brüchig darnach. Zum Fettgahrmachen frischer Thierhäute, worin die Eingebornen sehr geschickt sind, ist das Schmalz des Nandu dagegen das beliebteste. — Das Leder der Nandu hat, obgleich es ziemlich widerstandsfähig ist, in dem an Häuten so reichen Lande keinen Gebrauchswerth, nur aus der Halshaut machen die Gauchos sehr weiche kleine Säcke zu verschiedenen Hauszwecken. Aus den sehr biegsamen des Bartes entkleideten Federschäften fertigen die Knaben ihre Schlingen, mit welchen sie auf verschiedene Weise die Rebhühner (Tînamú, perdig grande y chice) fangen. Die Erwachsenen flechten daraus sehr zierliche und starke Reitzäume, und die Frauen weben davon in allerlei Zeichnungen schöne Fussteppiche, welche sehr theuer sind.

Wozu man die Federn in Europa gebraucht, ist allbekannt, der Preis in den diesseitigen Häfen variirt nach der Nachfrage, die gewöhnlichen grauen zur Fabrikation der Staubwedel dienenden sind äusserst wohlfeil, die besten und längsten schwarzen wie weissen aber, die das Männchen allein liefert, sind stets theuer. Ein mir vorliegender Coursbericht Hâvre 16. Juni 1859 ergiebt 10 pesos de plata für das spanische Pfund.

Dem Naturfreunde gewährt der Strauss einen grossen Genuss, schon der alleinigen Beobachtung wegen, besonders in seinen Beziehungen zum wilden Indianer, zum rohen Gaucho, zum civilisirten weissen Menschen und zu den wilden und zahmen Thieren seiner Heimath.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Er ist feiner Beobachter und weiss sich nach den Umständen zu richten. Um die Wohnungen friedlicher Ansiedler, welche ihm Ruhe lassen, wird er so vertraut, dass er sich unter die an der „Palenka“ angebundenen Pferde und Milchkühe mengt und Menschen und Hunden eben gerade nur aus dem Wege geht. Er weidet da mitten unter den Heerden der Einwanderer unbekümmert und sorglos, selbst ein halbes Hausthier. So sehr er den Reiter meidet, so flieht er den Weissen, wenn derselbe nicht von Hunden gefolgt ist, höchstens ein Paar hundert Schritte und blickt demselben neugierig nach.

Der Gaucho, der sich einzig und allein nur um seine Pferde und sein „Ganado“ bekümmert, erweist dem Nandu und wenigen anderen grösseren Vogel-Arten die Ehre ihn „Ave“ „einen wirklichen Vogel“ zu nennen, wenn er sich collectiv ausdrückt, die übrige gefiederte Welt sind für ihn nur „Pájaro's“, Sperlinge. Er jagt den Nandu häufig, und desshalb meidet derselbe jenen wo er nur kann und wendet alle ihm nur zu Gebote stehenden Listen an, der Aufmerksamkeit seines Feindes zu entgehen. Man sieht den Nandu niemals um die Ranchos eines Eingeborenen, unter dessen Vieh nur in angemessener Entfernung, am häufigsten noch zwischen den Rudeln der scheuen „Venados“ (Cervus campestris), und man kann dann beobachten, wie bald das eine bald das andere Individuum beider Thiergattungen sichernd den Kopf emporhebt, immer misstrauisch und beim leisesten Anscheine von Gefahr schnell wie der Wind beide zusammen nach einer Richtung hin entfliehen.

Eine Horde Indianer flieht er als wenn der jüngste Tag anbräche in der äussersten Angst. Stunden weit läuft er dann gerade aus, theilt seine Bestürzung anderen Trupps mit, welche mitfliehen, Pferde- und Rinderheerden galoppiren auf ihren „Rodeo“ zu, und fegt eine solche tolle Jagd an einer Grenzerwohnung vorbei, so flattert selbst das Federvieh wie vor einem Raubvogel auf und versteckt sich unter kläglichem Geschrei. Reisende und Colonisten kennen diese Anzeichen genau und nehmen ihre Vorsichtsmassregeln demgemäss.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Spasshaft ist die Abneigung, welche der kleine Teruteru (Vanellus ayanus) gegen den Strauss hat, obschon dieser ihm gewiss niemals ein Leid zufügt. Nähert sich nämlich ein Nandu dem Stande eines solchen Kiebitzpaares, so stossen diese auf ihn unter unaufhörlichem Geschrei, wie die Krähen auf einen Falken; eine Zeit lang amusirt dies den Riesen, indem er durch Seitensprünge und Flügelschwenken den Stössen ausweicht, bis er nach und nach der Hartnäckigkeit seiner kleinen Quäler nachgiebt und sich entfernt, nicht ohne von ihnen noch eine Strecke Weges höhnend verfogt zu werden.

Die Jagd auf Strausse wird auf verschiedene Weise ausgeübt. Die Indios und Gauchos erlegen sie mittels der „Bolas", und hetzen sie durch Hunde, weniger der zu erlangenden Beute selbst wegen, als vielmehr um die Schnelligkeit und Ausdauer ihrer herrlichen Pferde und die eigene Geschicklichkeit in Handhabung ihrer Wurfkugeln auf die Probe zu stellen.

Zu solcher Jagd versammeln sich mehrere Reiter, die Bolas am Recado hängend, sie suchen unter Wind die Strausse auf und nähern sich im Schritte denselben so viel sie können; werden die Thiere unruhig, so lösen sich die Jäger in eine Linie auf und das Rennen beginnt. Aus der Heerde sucht man ein Individuum zu trennen, und sobald dies gelungen, gilt diesem allein die Verfolgung. Der Strauss, dessen gewöhnliche Schrittweite im Schritte 20—24 Zoll beträgt, lüftet dann die Flügel ganz so wie die Schwäne, wenn sie damit den Wind fangen, trabt scheinbar nachlässig, in Wahrheit aber schon 3½ Fuss Terrain bei jedem Niedertreten gewinnend vorwärts, Hals und Kopf noch hoch erhoben.

Sieht er, dass es Ernst wird, so greift er mit weit vorgestrecktem Halse aus und macht dann Sätze von 5 Fuss, wobei man der Geschwindigkeit seiner Bewegungen halber seine Beine nicht mehr erkennen kann. Oft weicht er plötzlich mitten im Jagen von der geraden Linie bis zu einem Winkel von 25 bis 30 Graden ab, wobei er einen Flügel hoch aufhebt und den andern andrückt, aber diese Listen helfen ihm wenig. In kürzerer Zeit als

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

die Beschreibung dieser Jagd erfordert, sind die Gauchos dicht hinter ihm und der Reiter, welcher dann seine linke Seite hat, schleudert ihm die Kugeln über, welche Hals und Beine zusammenschnürend ihn einem riesigen rollenden Federklumpen ähnlich machen und durch die Gewalt des eigenen Laufes tödten.

Es ist ein poetischer Moment, wenn in dem pfeilgeschwinden Laufe die Bolas fliegen, in der Luft einigemale umherwirbeln und das eine Secunde vorher noch so stolze schlanke Thier sich im Sturze fortwältzt. Fehlt, was selten geschieht, die eine Bola, so tritt ein anderer Reiter für den zurückbleibenden ein, und gelingt es dem Thiere nicht einen Sumpf zu erreichen, worin die Pferde stecken bleiben, oder ein Gebüsch, wo die Wurfkugeln am Strauchwerk hängen bleiben, so ist es jedesmal verloren.

Als ganz kleine Knaben schon machen sich die Eingebornen Waffen ihren Kräften angemessen, und erwachsen ist ihre Fertigkeit im Gebrauche derselben Staunen erregend. Auch nicht bloss die Menschen sind leidenschaftliche Liebhaber dieser Wettkämpfe, sondern auch die Pferde, und sind mir dort zu Lande oft solche „Parejéros“ zu Gesichte gekommen, welche beim Anblicke eines Nandu gleich im Galoppe ansetzten und beim Verfolgen durchaus nicht zu pariren waren.

Aus Freude an der Jagd, habe ich oft derartige Rennen mitgemacht und dabei beobachtet, dass der Nandu nicht eben wählerisch in der Richtung seiner Flucht ist; ist Buschwerk in der Nähe, so nimmt er allemal seinen Lauf dahin, und in Sümpfe und flache Gewässer stürzt er sich unbedenklich. „Barancas“ (Erdrisse) und Bäche von zehn Fuss Breite überspringt er mit Leichtigkeit, wobei er einen Augenblick mit den Flügeln flattert, steile Ufer aber und tiefe Gewässer meidet er sorgfältig. Niemals habe ich, wie Pöppig dies behauptet, Nandu's schwimmen sehen, ganz im Gegentheile, alle Mühe, welche wir zum öftern uns in der Absicht gegeben haben, ihn mit Gewalt in einen tiefen wenn schon nicht breiten Strom zu jagen, war vergeblich. Er überwand eher seine Schüchternheit und durchbrach unsere Linie, als dass er

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

sich zu einem Schwimmversuch entschlossen hätte, oder auch nur bis an den Hals ins Wasser gegangen wäre. Das Vieh zeigt dem Reisenden, welcher an einen Fluss kömmt und keine Fuhrt darin kennt, stets dieselbe, er braucht dasselbe nur rege zu machen, und wo dasselbe durchgeht, können seine Packpferde ohne Schaden in den meisten Fällen nachgehen; der Strauss ist hierzu nicht zu gebrauchen, er weicht dem Wasser aus und niemals habe ich einen auf den unzähligen Inseln im Uruguay oder Parana gesehen, mochten dieselben dem Ufer auch noch so nahe liegen und der Wasserstand so niedrig wie möglich sein.

Um den Nandu zu hetzen bedient man sich einer Blendlingsrace von grossen Metzger- oder Schäferhunden mit Windhunden. In dem hohen und dichten Grase müssen die Hunde gewölbtere Sprünge machen, als der Windhund bei seinen flachen und gestreckten Sätzen von Natur thut. Gebraucht man reine Windhunde zu dieser Jagdart, so werden dieselben bald buglahm, auch aus einem anderen Grunde taugen sie wenig dazu, weil sie nicht viel Geruchsvermögen noch Ortssinn haben, ihr Lauf sie aber nicht selten weit wegführt, wo sie sich dann verirren und entweder umkommen oder einer Rotte Simarones (verwilderte Hunde) beigesellen und arge Schafräuber werden.

Für den Unkundigen ist beim Hetzen auf Nandu's noch zu beobachten, dass man junge Hunde nie ohne Assistenz eines alten erfahrenen die ersten Male auf einen erwachsenen Strauss laufen lässt, weil diese Neulinge im Augenblicke des Greifens so von der Klaue des Strausses werden berührt werden, dass sie hintenüberschlagen und entweder sich beschädigen, oder so eingeschüchtert werden, dass sie für ihren eigentlichen Zweck leicht auf immer unbrauchbar bleiben. Bei der Erlegung mittelst Schiessgewehr habe ich beobachtet, dass die Achillesferse des Nandu sein Abdominaltheil ist, dort getroffene Thiere sind mir nie mehr entgangen. Im Allgemeinen ist er ein rauher Bursche und äusserst zählebig.

Mit der Büchse angeschossenen Nandu's habe ich

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

oft noch leguaweit nachreiten müssen, ehe ich ihrer habhaft werden konnte, es scheint, dass die Kugel auf dem, dem äusseren Anscheine nach lockeren Gefieder, dennoch abmattet oder abgleitet; besonders meine ersten Versuche, wo ich auf den Schultertheil visirte, liefen aus diesem Grunde und dann auch, weil in diesen endlosen Ebenen mein Auge noch nicht an eine richtige Distancenschätzung gewöhnt war, sämmtlich unglücklich ab. Tage lang nachher fand ich von meinem Wilde bloss noch die herum zerstreuten Federn, welche die Füchse und Aasgeier übrig gelassen hatten. Später versuchte ich es mit grobem Schrot und hier bemerkte ich, dass der Erfolg wirksamer war.

In entfernten Gegenden, wo der Nandu selten Menschen zu sehen bekommt, ist er zwar scheu vor dem Reiter, nicht aber vor dem Fussgänger, den er ebenso wie das Venado gar nicht zu kennen scheint, und hierauf basirt sich eine eigenthümliche Jagdmethode. Hat der Jäger eine Heerde Strausse über dem Winde, so kriecht derselbe auf Händen und Füssen möglichst unbemerkt durchs Gras so nahe an sie als er kann, dann setzt er oder legt sich auf den Bauch, schwenkt mit einem Tuche, welches er an den Ladestock gebunden, einigemale hin und her, bis er sieht, dass die Nandu's aufmerksam darauf geworden sind, dann wartet er das Gewehr im Anschlag ruhig den Erfolg seines Manövers ab. Der Strauss ist äusserst neugierig, er kann der Verlockung nicht widerstehen, sich von der ihm unbekannten Erscheinung persönlich zu vergewissern; sein Misstrauen bleibt allerdings stets wach, aber die Neugierde überwiegt; bald wird der Jäger die ganze Gesellschaft, den Hahn voran, mit langen Hälsen und vorsichtig auftretend als fürchteten sie Geräusch zu machen, sich nähern sehen. Dabei gehen sie hin und her, bleiben kurze Pausen lang stehen, weiden selbst, aber wenn der Schütze die Geduld nicht verliert, so werden sie ihm, der Wind müsste denn umspringen und ihn so verrathen, bis vor die Flinte kommen.

Fällt auf den Schuss einer aus der Compagnie und zappelt noch, so umspringen die Uebrigen ihren verenden-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

den Cameraden unter den sonderbarsten Capriolen, als wenn sie Zuckungen in Flügeln und Beinen hätten, noch eine Weile, so dass der Schütze Zeit hat einen zweiten Schuss abzugeben wenn er will.

Hat hingegen auf den ersten Schuss einer der anderen Blei mitbekommen, so reisst er aus und alle folgen.

Der Knall an und für sich erschreckt sie gar nicht, denn hat man total gefehlt, so fliehen sie nicht nur nicht, sondern kommen noch näher, bis sie den Menschen erkannt haben.

Der verwundete Strauss folgt seinem Rudel so lange er dies vermag, schlägt sich dann aber abseits und verendet allein.

Ein sogenanntes Zeichnen nach dem Schusse, woraus man an den Körperbewegungen sogleich auf die etwa getroffene Stelle schliessen könnte, habe ich nie bemerkt, wohl aber, dass letal getroffene Individuen gleich als wenn ihnen nichts fehle, mit den gesunden flüchteten und erst nach einiger Zeit plötzlich zusammenbrachen.

Jung eingefangen, wird der Nandu äusserst zahm und ist er so als halbes Hausthier allerorten in seiner Heimath zu sehen, man sperrt ihn nie ein, denn wenn er sich auch einmal entfernt hat, vor Abend ist er immer wieder da.

Mir brachte einst ein Peon vier Stück, welche er so eben gefangen hatte, sie mochten zwei Tage alt sein, ich sperrte dieselben in eine Kammer und hier liefen sie laut rufend mit dem Kopfe wider die Wände, so dass ich nicht übel Lust hatte, sie der Freiheit wiederzugeben. Am anderen Morgen aber war ihre Wildheit schon vollständig gebrochen und kamen sie mir, als ich ihnen eine Straussenhaut vorhielt, entgegen. Sie pickten das gehackte Fleisch, welches ihnen vorgestreut wurde, gierig auf und wurden äusserst zahm, folgten mir, wenn ich zu Fusse war, überall hin, selbst wenn ich ums Haus herum Rebhühner jagte und gewöhnten sich an fast alles Essbare; frisches rohes Fleisch zogen sie aber jedem anderen Futter vor, und als sie einmal die „Dispensa“ (Fleischkammer) kennen gelernt hatten, musste ich die Fenster der-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

selben enger vergittern lassen, um ihren Diebereien zuvorzukommen. Mit dem zahlreichen Federvieh jeder Gattung lebten sie im friedlichsten Einvernehmen; oft lagen sie mitten unter den Hunden, um sich wie diese zu sonnen, wenn eine kalte Nacht gewesen war, auch liessen sie sich von einem zahmen Papageien geduldig so lange das Gefieder krauen, bis dieser einmal einen gebissen hatte. Von da an mieden sie ihn und wichen aus, wenn ich denselben auf der Hand hatte, auch liebten sie es nicht, wenn die Menschen sie mit den Händen anfassten.

Zahme Nandu's muss man nicht ins Haus gewöhnen ihres Unrathes wegen und weil sie mit Allem was zerbrechlich ist wenig schonend umgehen. War ich von Hause abwesend, so genügte es zwei Stäbe auf zwei und drei Fuss Höhe quer in der Thüre zu befestigen, um sie vom Eintritte abzuhalten. Zahme Nandu's haben, wie die Rabenarten, Liebhaberei an glänzenden Sachen, sie verschleppen dieselben um damit zu spielen, verschlucken auch wohl Glasknöpfe, welche sie im Kehricht finden, verstecken aber nie etwas, sondern lassen alles fallen, was ihr Interesse nicht mehr hat, wo dies gerade ist.

Ihre Vermehrung im zahmen Zustande ist in ihrer Heimath sicher, zum Nestbau kommt es dabei allerdings nicht, weil man ihnen die nöthige Ruhe nicht lässt und die Eier gleich fortnimmt, sie legen desshalb nur „Guachos“, würden aber unzweifelhaft bei gehöriger Vorsorge naturgemässe Reproduktion der Species liefern.

In europäischen zoologischen Gärten habe ich kein Exemplar gesehen, welches seine normale körperliche Entwickelung erlangt hätte, wahrscheinlich unzureichenden Futters wegen. Wollte man einen ernsten Versuch der Acclimatisirung in englischen Parks machen, so würde dieser sehr wenig Ausgaben verursachen und, falls er gelänge, unsere eingebürgerten Thiere um ein schönes und nicht wie so manches andere eingeführte Geschöpf, ganz nutzlose, vermehrt werden. Climatisch ist die ganze südliche Hälfte von Europa der südlicheren Verbreitung des Nandu in seiner Heimath gewiss sehr ähnlich. Der

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Versuch wäre in grösseren Gehegen leicht gemacht und gelänge seine Vermehrung darin, so bekämen wir vielleicht eine Varietas: Rhea europaea, welche unserem Dammwild das Monopol, als Staffage zur Landschaft zu dienen, streitig machen könnte; und würde ein gemästeter Straussenkapaun auf der ausgesuchtesten Tafel nicht einen imposanten Braten abgeben? Erst seine Vermehrung bei uns gesichert, so würde die heutige englische Thierzucht und die französische Küche schnell beides erreicht haben.

Bei dem löblichen Streben unserer Zeit, fremde Nutzungsthiere bei uns einzuführen, wäre es wissenswerth generelle Zusammenstellungen und Uebersichten zu besitzen, welche es uns erleichterten, bei Verfolgung dieses Zweckes, der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen. Sind Analogie des Climas und der Nahrung, wie dies allgemein angenommen wird, die beiden Hauptfaktoren bei der Möglichkeit, Fremdlinge bei uns reproductiv anzusiedeln? Eine Gegenfrage möge dazu beitragen, dies Problem seiner Lösung zuzuführen! Meine Rhea europaea wird vielleicht einst Nutzen davon haben. Als ich noch im Lande der Strausse war, machte einer meiner Freunde den Acclimatisationsversuch Fringilla canariensis und domestica um seine Wohnung herum anzusiedeln. Der Ort war wie dazu gemacht und das Clima dasjenige der canarischen Inseln. Die Vögel lebten in voller Freiheit, der Canarienvogel hatte sein Bosquet und die ihm von der Natur zugetheilte mehlige Körnernahrung rings in der Pampa, der Sperling piepte ums Haus und zwischen dem Geflügel auf dem Miste herum und hielt sich drei Jahre daselbst; aber Nachkommen hatte keiner erzielt. Die Hänflinge verloren sogar im zweiten Jahre ihren Gesang. Der Versuch war eben wie alle von so vielen schon vorher in der Stube angestellte misslungen. Was ist der Grund zu dieser Erscheinung? dass das Vaterland durch den Aequator und den ersten Meridian von der künstlich zu schaffenden Heimath getrennt, ist kein Grund. Alle Hausthiere und der Mensch selbst liefern in den südlich gemässigten Zonen der westlichen

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Hemisphäre den eclatantesten Beweis einer en gros schaffenden Natur; warum misslang es bis jetzt stets den eifrigsten Naturfreunden daselbst als freundliche Erinnerung an die alte Heimath den Spatz um ihre Gehöfte zu haben, oder die sonst fast über die ganze Erde verbreiteten Rabenarten?

Doch genug hiervon!

Die Existenz des Strausses als Art wird in seinem Vaterlande trotz Verfolgung seitens des Menschen und trotz der Steppenbrände immer noch so lange gesichert sein, als das Land in der jetzigen Weise als blosses Weideland benutzt wird. So dünn bevölkert aber die Laplatastaaten auch noch sein mögen und so grosse politische Unsicherheit bis jetzt auch dort geherrscht haben mag, so ist doch bei den überreich gebotenen allseitigen Hülfsquellen und bei dem Uebergewichte, welches von Anfang an bis auf unsere verkehrsschnelle Zeit das civilisirende europäische Blut gehabt hat, leicht abzusehen, dass gesetzliche Ordnung die politischen Zustände daselbst bald consolidiren und die Einwanderung hiermit in Masse provociren muss.

Bei einer Bevölkerungsdichtigkeit von noch nicht drei Seelen auf die Quadratlegua ist Viehzucht für den Grundbesitzer in der Pampa, vor Allem für den grossen, ein Geschäft, welches ihm im Vergleiche zum Preise seines Grundes und Bodens unverhältnissmässig grossen Gewinn einträgt, steigt aber durch eine stärkere Bevölkerung der Preis des Landes progressiv so fort, wie er seit den letzten zehn Jahren gestiegen ist, so wird der Ackerbau zur gründlicheren Ausbeutung zu Hülfe genommen werden müssen. Ist dieser nicht ferne Zeitpunkt erst gekommen, dann fahre wohl Nandu! Wie die Origines menschlicher Raçe wirst du nur mehr ein Asil auf den entfernteren und werthloseren Landstrichen finden, man wird dich immer mehr und mehr restringiren, bis dich unsere Enkel einst auf der allerwerthlosesten Quadratmeile, vielleicht wie den Wisent im bialowitzer Walde, als naturhistorisches Curiosum noch so lange hegen, bis

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

irgend eine Catastrophe deinem Geschlechte ein schliessliches Ende macht.

Wenn der Pflug einst als Haupternährer des Ansiedlers den tausendjährigen Grashumus deiner Heimath umwühlt, dann ist deine Zeit gekommen, für den Ackerbau ist dein Magen und Fuss zu gross, dein persönlicher Nutzungswerth zu klein. Jahrhunderte mögen vielleicht noch darüber hingehen, und ich weiss nicht, ob mein Wunsch den Augenblick beschleunigen oder ferner rücken soll, dein Geschick aber ist bestimmt, dein Untergang gewiss, mit Civilisation und Cultur verträgst du dich nicht, wenn deine Natur sich nicht der Dienstbarkeit unter die Herrschaft des Menschen anbequemen kann.

Die Diluvialschichten der Pampa-Ebenen sind das Grab vieler Geschöpfe früherer geologischer Perioden, deren Untersuchung bis jetzt nur erst oberflächlich stattfinden konnte, das Land ist noch zu wild, unter den bis jetzt bestimmten fossilen Ueberresten ist der Nandu noch nicht aufgeführt, auch habe ich selbst ihn an mir zugänglich gewesenen Fundorten von Versteinerungen nicht angetroffen.

In den abenteuerlichen nur improvisirten nicht überlieferten (wenigstens was die Form angeht) Gesängen, welche die Gauchos zum eigenen Ruhme oder zur Verherrlichung irgend eines berühmten Helden der „campaña“ Abends zur Guitarre singen, spielt der Nandu oft eine Rolle.

Bald hat er den „Guapo“ beim Verfolgen in weite Ferne verführt, woraus erst nach langer Zeit Rückkehr möglich war, oder er hat ihn auf jene trügerischen grünen Teppiche verlockt, die lachend den Tod in der Tiefe verbergen und wovon ihn nur mit genauer Noth die Tüchtigkeit seines Pferdes errettet hat; oder er verleitete auf Veranlassung eines beliebigen Santo einen bösen Gaucho bis an den Rand einer „Barranca,“ wo es diesem nicht mehr möglich war umzukehren, er also herabstürzen musste und das von Rechtswegen. Dann und wann, aber selten, thut die „purisima Virgen“ oder der „poderoso San Ramon“ ein Mirakel und lässt zu einer Zeit, wo es

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

sonst deren keine giebt, einen armen Schelm ein Straussennest neben sich finden, um ihn, da er mit dem Pferde gestürzt und ein Bein gebrochen hat, vor dem Verhungern zu retten.

Auch in den Ortsbenennungen findet man den indianischen wie spanischen Namen des Nandu öfter wieder und dann ist gewöhnlich auch in roher Ausführung eine Feder oder Klaue oder der Kopf des Strausses die angeerbte Marke, welche, als heilig gehaltenes Symbol des Eigenthums, der Estanciero seinen Pferden oder Kühen aufbrennt.

Und nun lebe wohl, geneigter Leser! Im Leben ist alles nur durch Vergleich mit anderem gross oder klein. Einst schoss ich auf einem Stande einen Strauss und einen Colibri, letzteren befestigte ich mit einer Stecknadel an meinen Hut wie einen Käfer, und ersterer reichte, als ich ihn zu meinem Gaul schleppte, mir mit seinem Kopfe vorne an die Kniee und berührte mit seinen Beinen noch hinter mir den Boden.

Stelle nach Durchlesung meiner Zeilen keine Vergleiche an! Was ich beabsichtigte, war, Dir meine Beobachtungen, welche ich an Ort und Stelle über die Rhea zu machen Gelegenheit hatte, mitzutheilen. Hast Du einiges Dir vorher Unbekanntes darin gefunden und verwirfst meine Arbeit nicht ganz, so macht mir dies Freude!

Besseres und Anschaulicheres über denselben Gegenstand findest Du in:

Hammer: Ann. du Mus. XII. 1808. p. 427—433.
Cuvier: R. anim. Pl. IV. fig. 5. R. anim. éd. ill. Ois. Pl. 67. fig. 2.
Gould: Proceed. of the zool. Soc. 1837. p. 35.
Gray: Gen. of birds Pl. CXXXVIII.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Archiv für Naturgeschichte

Jahr/Year: 1863

Band/Volume: 29-1

Autor(en)/Author(s): Böcking Adolf Theodor Erich

Artikel/Article: Monographie des Nandu oder südamerikanischen Strausses (Rhea americana). 213-241